

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 23

Artikel: In China und Amerika
Autor: Hürlimann, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748494>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

IN CHINA UND AMERIKA¹⁾

DIE STADT DES KONFUZIUS

Auf der Bahnfahrt Nanking—Peking steige ich bei der Station Chufou (Küfu) aus. Denn im Städtchen Chufou wurde vor zweieinhalb Jahrtausenden der große Konfuzius geboren, und hier starb er in hohem Alter nach wechselvollem, tatenreichem Leben.

Wer ist Konfuzius? Ein ins Gigantische gesteigerter Schulmeister. Seine Lehren wollte er selbst nur aus den zu seiner Zeit schon uralten, lebendigen Überlieferungen übernommen und aufgeschrieben haben. Sie sind heute noch ebenso das Salz wie das feste Gefäß chinesischer Bildung. Der Angelpunkt der Doktrinen ist das Gebot der *Ehrfurcht*.

Die Lehrweise des Konfuzius hat viel von der des hundert Jahre später wirkenden Sokrates. Wie dieser führt er mit seinen Schülern Gespräche, stellt nicht Lehrsätze über ewige Dinge auf, sondern lässt das Licht der Wahrheit zwischen Fragen und Irrtümern durchschimmern. In Ehrfurcht beugt er sich vor dem bestirnten Himmel. Und seinen großen Antipoden, den Alten vom Berg, bespritzt er nicht mit giftiger Tinte, sondern er neigt sich ihm in Demut.

Umso kräftiger stellt Konfuzius die kategorische Forderung fürs Innere des Menschen selber auf: *Moral*. Und so berührt er sich wie mit dem größten Lehrer des abendländischen Altertums, so auch mit dem größten Philosophen der Neuzeit. Doch er erstrebt nicht die Unerbittlichkeit der Denkinhalte unseres großen Kant. Er ist kein Philosoph. Er fasst seine Lehren kraftvoll, aber weit, mit dem Blicke des Staatsmanns.

Konfuzius ist kein Religionsstifter von der Art jener hinreißendsten Erscheinung des Menschentums, deren Namen wir bekennen. Auch nicht von der Art Buddhas, des vom Lichte ewiger Erkenntnis durchleuchteten und verklärten Inders. Er ist Sozialreformer modernen Stils, Gelehrter, Politiker, Moral-

¹⁾ Aus einem demnächst im Verlag Grethlein, Leipzig, erscheinenden Buch *Tut-Kung-Bluff*, in dem die Eindrücke einer Weltreise geschildert werden. *Tut* deutet auf Ägypten, *Kung* auf China, und *Bluff* auf Amerika. Wer mit den Ausführungen über die Vereinigten Staaten mit dem temperamentvollen Autor nicht einiggehen kann, möge sich in seinen Ansichten durch Alfred Kerr und dessen Amerika-Hymnen bestärken lassen.

lehrer, der weiß, was er von seinen Leuten erwarten darf. Und gerade weil er seine Forderungen nicht bis an die höchsten, letzten Dinge stellte, hat er, der geniale Schulmeister, für sein Volk die beständigste, durch Jahrtausende hindurch lebendigste moralische Bildung erreicht, die es je auf Erden gab. Wenn noch heute bei überseeischen Kaufleuten der Chineser, der noch nicht durch europäisch-amerikanisch-jüdische Maximen verdorben ist, als der redlichste Kaufmann der Welt gilt, — wenn heute noch nirgends ein schöneres Familienverhältnis herrscht als in China, und heute noch *ein* gewaltiger Gedanke dieses seit der Revolution sonst so kläglich zerfallene Riesenreich zusammenhält, so ist das alles nicht zum mindesten die Tat des Schulmeisters von *Chufou*, des Predigers der Ehrfurcht und der Gemeinschaft. — Was wird stärker bleiben, das moderne Cowboytum oder die Weisheit der Jahrtausende?

Ein Ding gibt es, das dem Konfuzius das Herz öffnet, bei dessen Nennung seine Rede Wärme und Schwung erhält, bei dem er den Lehrer restlos ablegt und sich begeistert hingibt: die *Musik*. Das hebt ihn empor selbst über Kant. Das macht ihn uns lieb und bannt uns seiner tiefen Menschlichkeit. — Gepriesen sei der Vater des jetzigen 76. direkten Nachkommen des Konfuzius, der verstorbene 75. Herzog Kung, der keine Eisenbahn in Chufou haben wollte. Denn die banalen Weltenbummler scheuen den über zweistündigen, primitiven Feldweg, den man von der Bahnstation bis zur Stadt im holprigen Zweirädekarren zurücklegen muss. Für den andächtigen Wanderer aber schafft die chinesische Ebene und das lebendige Bauerntum den schönsten Rahmen zur Stadt des Konfuzius. Auf gleichem zweirädrigem Karren zog auch der große Weise selbst, fünfhundert Jahre vor Christus, durchs Land. Links und rechts vom Wege dehnen sich die vielen kleinen Äcker, auf denen einige Bauern emsig eggen und pflügen. Das Kleinbauerntum ist die Seele des Reiches der Mitte; nur dadurch wurden in nie ruhender Arbeit die sozialen Nöte überwunden, auch die sozialen Nöte des Geistes; denn die sind schlimmer als Feuerbrand, schlimmer als Überschwemmung und Hungersnot. Sorgsam umgeht der Pflug des Landmanns das Grab des Vorfahren und bittet dem Acker das letzte Weizenkorn ab, auf dass die Familie weiter

blühe durch die Jahrhunderte. Der Einzelne ist nichts, das Ganze alles.

Wir gelangen an jene Mauer, die sich, wie um jede Stadt, so auch um Chufou zieht. Durch zwei alte Tore fährt der Karren in den Ort ein, wo fast sämtliche Einwohner von Konfuzius abstammen wollen. Dass aber der jetzige Herzog Kung ein zweifellos direkter Nachkomme ist, hat mit Bluff nichts zu tun. Es gebe keine schönere Illustration für die ungeheure Langlebigkeit und Lebenskraft chinesischer Familien.

Gewaltig, aber nicht protzig, reich und doch vornehm-einfach ist die Anlage des Haupttempels « *Zur großen Harmonie* ». Nicht würdiger hätte der größte Mann seines Volkes geehrt werden können. Nichts von dem sonst üblichen chinesischen Firlefanz, nicht die grell bemalten Götzen, nicht die Schar der Wechsler im Tempelhof. Keine pompöse Fassade und glanzvolle Zufahrt. Wie alle chinesische Kunst letztlich etwas Intimes, von großartiger Geschlossenheit, nicht nur infolge der einhegenden Mauer. Der Zusammenklang der Zahlenverhältnisse, das Einfügen in die Himmelsrichtungen schwingt unaufdringlich, wie ferner Glockenton aus dem Reich des Absoluten mit. Der Glanz der Sonne leuchtet auf den edel geschwungenen, gelb glasierten Ziegeldächern, umspielt die herrlichen Marmorsäulen mit ihren Drachenreliefs und dringt durch die uralten, heiligen Bäume des Hofes. Unter den Dachfirsten erscheinen im Dämmer prachtvoll Ornamente, grün, blau und golden.

Die « *Halle der großen Vollendung* » birgt das Allerheiligste. Seltsam mischt sich hier konfuzianische Nüchternheit mit fast mystischer Weihestimmung. Hinter mächtigen Weihrauchgefäßen und Leuchtern erhebt sich in einer Nische, von Vorhängen halbverdeckt, die überlebensgroße sitzende Gestalt des Konfuzius. Die Zeichen der allerhöchsten kaiserlichen Gewalt schmücken das Haupt und den goldglänzenden Sternenmantel. Ruhe und Majestät gehen von diesem Geisterkönig in seiner wunderbaren Lebendigkeit aus. Die vor ihm aufgestellte, kunstvoll verzierte Schrifttafel kündigt: « Des allerheiligsten, hehren Lehrers Kung-fu-tse geistiger Thron ».

Außerhalb der Stadt liegt das *Grab* des Weisen. Durch reichgezierte, steinerne Ehrenpforten, sagemumwobene Alleen, über

marmorne Brücken gelangt man dahin. Unter alten, weihevollen Bäumen, hinter einem schweren steinernen Tisch steht der sparsam verzierte, graue Grabstein, ergreifend in seiner Schlichtheit. Den Abendländer drängt es, sich an dieser heiligen Stätte in den Staub zu werfen. Das ruhige, freundliche Lächeln des Begleiters, voll einer Skepsis, die ich mehr fühle als sehe, hält mich zurück. Ich bin ja ein Fremder. Gleichmütig zieh ich den Kodak und knipse. Doch mein Herz neigt sich in Andacht und Ehrfurcht vor einem Großen der Menschheit. ✓

*

Man pilgert heute noch zum großen *Kung*, und es heißt sogar, die chinesische Republik mache große Anstrengungen, den Konfuzianismus zu halten. Worin diese Anstrengungen bestehen sollen, kann ich allerdings nicht erraten, und was sie nützen sollen, selbst wenn sie vorhanden wären, ist bei dieser Republik, die in jeder Provinz einen andern Kopf hat, erst recht nicht ersichtlich. Dass der Staat als solcher den Konfuzianismus, der doch die Staatsmoral par excellence ist, lieber sieht als den Buddhismus und Taoismus, das ist wieder eine Sache für sich. Vorläufig hat die Revolution das *Mandarin*-Bildungssystem aufgehoben und damit dem Studium der klassischen Schriften den Boden unter den Füßen weggezogen. Wird sich danach der Konfuzianismus auch auf der Grundlage westlicher Bildung halten können?

Mit großer Selbstverständlichkeit wird heute die *Mandarin*-Bildung für bankrott erklärt. Man redet wie von einer Binsenwahrheit davon, dass sie « der heutigen Zeit nicht mehr gewachsen » sei. Was heißt denn « gewachsen sein »? Mit einem Schlagwort könnte man sagen, die westliche Bildung meistere die Natur, die östliche den Menschen. Was ist nun das wichtigere — für den Menschen? Wenn man im neuen China nach den Menschen urteilen will, die die beiden Bildungsarten vertreten, dann fällt der Vergleich allerdings sehr einseitig aus. Denn die Arroganz und Oberflächlichkeit der zahlreichen Amerika-Studenten, die mit ihrer drallen Reformiererei von vielen als das eigentliche Unglück Chinas angesehen werden,

sticht doch allzu bedenklich ab von der Würde und Feinheit älterer chinesischer Herren mit klassischer Bildung.

Die Mandarin-Bildung hatte auf eine konkrete Formel gebracht, was vielen von uns heute in Europa vorschwebt: Lösung der sozialen Frage durch etwas Außersoziales, nur noch im philosophischen Sinn Politisches: durch *Bildung* schlechthin. Bildung nicht im Sinne unserer wissenschaftlichen Vielwisserei, die von der Aufklärung stammt, sondern im Sinne des vollendeten Menschen, so wie ihn Herder und Goethe geahnt, des durch Bildung Vornehmen. Dass nun Leute mit diesem « primitiven » Rüstzeug — in diesem Falle der Versenkung in die chinesischen Klassiker — als Staatsmänner, Richter und Wirtschaftsdiktatoren in einer Person geeignet sein sollen, kommt dem Europäer gewöhnlich als Narretei vor. Und doch hat sich dieses System zwei Jahrtausende gehalten und bewährt, hat all den Problemen der Übervölkerung und Wirtschaftsnöte, die wir in Europa in diesem Umfang erst seit zweihundert Jahren oder eigentlich erst seit Jahrzehnten kennen, standgehalten. Wo sind wohl die pfuschenden Anfänger, in Europa oder in China? Oder glaubt man wirklich, wir hätten den Stein der Weisen gefunden, unsere glänzende Wissenschaft vermöge die Weltgeschichte umzustürzen? Die jüngste Vergangenheit Europas sieht nicht gerade danach aus. Unsere Beherrschung der Materie hat keinen zweitausendjährigen Atem. — Man stelle sich die Zerwühlung vor, die westlicher Geist in solcher Zeitspanne, bei solch zahlreicher Bevölkerung, in solchem Riesenreich angestellt hätte! Krieg über Krieg, Nationen über Nationen — und natürlich alles aus « materieller Notwendigkeit »! Wir züchten « Sachverständige ». Es ist bekannt, dass beim Aufkommen der Eisenbahnen die Sachverständigen in überwiegender Mehrheit dieses neue Verkehrsvehikel als eine schwere Gefahr für die Volkswirtschaft erklärten usw. Die Sachverständigen von heute sind nicht viel besser, wenn sie vielleicht auch mal den nützlichen Blitzableiter für die hohe Politik spielen dürfen. Es ist auch bekannt, dass das beste Gesetzbuch nicht den weisen Richter ersetzt, wohl aber umgekehrt. Und wie oft bewahrheitet es sich, dass der überlegene *Mensch* selbst in materiellen Dingen weiter zu sehen vermag als der ihm an Sachkenntnis überlegene Ge-

lehrte oder Praktiker. Die Politik vollends vermag sich nur dann über die Problematik und den Wust wirtschaftlicher Einzelprobleme zu erheben, wenn sie mit den ewigen Gesetzen der Gemeinschaft und der Humanität unbefangen an den Wechsel der Erscheinungen herantritt.

Während wir gehetzt auf der Peripherie des Kreises umherjagen, sitzt der Chinese im Mittelpunkt und überblickt in Ruhe das Ganze. Er kennt nicht das vergebliche Bemühen, die Ereignisse zu zwingen; er *hört* auf die Ereignisse. Die Notwendigkeit der Revolution anerkennt er ebenso wie die der Gewitter. Ein goldenes Wort von Staatsweisheit, das man bei westlichen Monarchen vergeblich suchen wird, sprach der mythische Kaiser Yao, das Urbild aller chinesischen Herrschertugenden, zu seinen Ministern, die er über sein Verhalten beim allfälligen Ausbruch von Unruhen befragt hatte: Nein, nicht Militär hinsenden und unterdrücken wird mein erstes sein, sondern mir an die Brust schlagen und die Schuld in mir selber suchen; ich werde den wahren Ursachen ohne Rücksichten nachspüren und sie beseitigen. — Der Chinese konnte Soldaten opfern, um Armeen zu retten, er konnte Jahrzehnte wegwerfen, um die Jahrhunderte und Jahrtausende zu erhalten. Er hatte die Kraft, die Tatsachen zu verachten — um des Tatsächlichen willen. Bei aller Gewalttätigkeit, die auch in der chinesischen Geschichte nicht fehlt, wirkte sich so das historische Geschehen doch immer wieder als organischer Prozess aus der Gemeinschaft aus und China machte Metamorphosen durch, wo andere Völker zugrunde gingen.

Ist China auch heute in einer Metamorphose begriffen? Oder ist es tatsächlich der Aufklärung verfallen? Entäußert sich der Riese seines eigensten Wesens — oder setzt er sich bloß einen neuen Hut auf?

Wir sind hier Zeugen eines welthistorischen Kampfes, der um so gewaltiger ist, als er sich in der Hauptsache unter der Oberfläche der Ereignisse, in den Tiefen des Geistes abspielt. Amerikanismus steht gegen Chinesentum, Wissenschaft gegen Weisheit, Maschinentum gegen Menschentum, Aufklärung gegen Geschichte. Die « Moderne » scheint siegreich zu frohlocken. Der gebildete Chinese aber bleibt gelassen. Er fürchtet nicht fürs Mittelreich. Er sagt einfach: Wir wollen von euch

lernen, was nottut, und behalten, was ewig ist. Haben wir nicht auch schon andere Krisen durchgemacht? Was bedeuten zehn Jahre Verwirrung im Menschheitsgeschehen? Das geht vorüber.

Die Mandarin-Bildung als solche mag heute wirklich veraltet sein, wie jede Konkretisierung einer Idee einmal veraltet. (Mit den christlichen Kirchen geht es nicht viel anders, nur dass man hier meist nicht so mutig die Konsequenzen zu ziehen vermag.) Doch die Idee selber — ist sie veraltet, oder wird sie tragischerweise gerade heute, wo sie notwendiger wäre denn je, mit lässiger Handbewegung beiseite geschoben, oder ist sie noch da, unbewusst vielleicht und doch lebendig am gegebenen Ort? Wir wollen hoffen, dass der Geist des großen *Kung* sich zu neuer Herrschaft anschickt — wir hoffen es nicht nur für China, wir hoffen es für die Welt.

U. S. A.

In einem amerikanischen Schulatlas gibt es eine Karte, in der die Welt nach Stufen der Zivilisation schattiert ist. Alle möglichen Abstufungen gibt es da, aber nur *einen* ganz schwarzen Fleck: U. S. A. Wir nähern uns dem zivilisiertesten Land der Welt.

Schon auf dem Konsulat in Europa hatte es angefangen: Drei Photographien, ein Geburtsschein, eine Empfehlung, neun Dollar und ein Schwur. (Man muss immer schwören im frommen Amerika, aber niemand borgt einem darauf einen Heller, im frommen Amerika.)

Asien und Europa ersticken in Übervölkerung. Die Vereinigten Staaten vermöchten auf ihrem Gebiet leicht die doppelte Bevölkerungszahl zu erhalten. Sorgsam verschließen sie sich aber « unerwünschten Elementen », nachdem die richtigen schon drin sitzen. Was brauchen sie mit andern zu teilen? Sie waren doch die ersten! Vorläufig sind ihre Bodenschätze unerschöpflich, sie sind auf niemanden angewiesen, sie haben das meiste Geld, sie sind die *freieste Nation der Welt*.

Bevor ich in Yokohama das Schiff besteigen darf, das mich nach dem amerikanischen Territorium Hawaii und nach den Staaten selber bringen soll, muss ich auf einem langen Frage-

bogen ein umfassendes Glaubensbekenntnis ablegen. Von den vielen interessanten Fragen nenne ich nur: « Are you an anarchist? » « Are you in favour of subverting the government of the United States by force? » « Are you a polygamist? » — Wir nähern uns dem zivilisiertesten Land der Welt.

*

Wo ist die berühmte Poesie Hawaiis? Einen freien, idyllischen Strand, an dem sich der Mensch ergehen könnte, gibt es hier nicht; denn wir sind in Amerika, wo der Mensch sich selber nichts zu sagen hat. Dafür hört man im Hotel hawaiianische Guitarren und Hawaiian Songs. Man kennt sie vom Grammophon und vom Kabarett her. In unverwüstlicher Süßlichkeit und unverwüstlichen Terzenpassagen plärrt diese schöne Musi dahin, die ideale Begleitung für einen tüchtigen lyrischen Film. Vor der Hotelterrasse wiegt sich dazu die Kokospalme im Wind, ganz wie auf dem Theater, indes das Meer schäumt und rauscht. Die Poesie der Szene wirkt etwas aufdringlich. Aber die Luft, die herrliche, klare Luft lullt ein.

Die Hawaiianer sind braun und breit. Bei den « schönen Hawaiianerinnen » empfindet man es ästhetisch als Wohltat, dass sie in Wirklichkeit etwas mehr anhaben als auf den verlockenden Abbildungen. Ältere Damen in langen Hemden und breitrandigen Hüten halten farbige Blumenketten, d. h. lange Papierwürste, als Andenken zum Verkauf feil, das breite Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln verzerrend. Nur als ich eine der Damen photographieren will, wird sie plötzlich zur Bulldogge und jemand bedeutet mir: You must ask the lady, if you want to take a picture! Es ist eben eine freie Amerikanerin und ich bin ein unhöflicher Barbar gewesen. Ein kleines Trinkgeld zaubert das liebe Lächeln sofort wieder her und ich bin auf der Höhe der Zivilisation. (Ich beeile mich hiebei, nachzuholen, dass ich es allerdings in China und anderswo unterlassen habe, mich wie die Landsleute jener Dame mit dem Kodak vor Alt und Jung hinzupflanzen.)

Auch im Hotel macht sich der amerikanische Ton der Freiheit bemerkbar. Der japanische Boy redet von den Gästen per fellows, und die Schuhe kann man viele Nächte lang vor die

Türe stellen, ohne dass sie je sauber würden; Schuhputzen ist keine Arbeit für einen american-citizen-Portier. Das amerikanische Selbstbewusstsein wurde von den Hawaiianern und den Japanern, die hier das Hauptkontingent der Bevölkerung stellen, am raschesten gelernt. Das « Ich bin » tragen alle, die Weißen natürlich voran, sehr stolz zur Schau. Was ist es nun aber, das ist? An american citizen. Ansonst ein kleiner Bestandteil einer großen Maschine, kein selbständiger Organismus, wie es in China selbst der Kuli ist. « American citizen », das füllt den leeren Balg vortrefflich. Von der Erkenntnis eines der größten Erzieher Europas, dass es nicht auf's Tagelöhnern der Hände ankomme, sondern darauf, dass die *Seele* nicht tagelöhnere, hat diese krampfhafteste Selbstbewusstheit wahrscheinlich noch nicht allzu viel läuten hören. Sie hat es ja auch gar nicht nötig. Amerika ist reich, durch keine kulturellen Errungenschaften und andere Vorurteile im Geldmachen behindert; an « Kultur » steht es den andern deswegen doch nicht nach; denn was es dazu allenfalls nicht selber besitzt, wie Rembrandts und italienische Tenöre, kauft es sich auswärts.

*

Von Paris bis Japan hat mich die Horde der amerikanischen Reisenden auf ihre Heimat vorbereitet: Vollendete Parvenus, die möglichst viel sehen wollen und alles in Massen abgrasen, sodass von irgendwelchen tieferen Eindrücken und deren Verarbeitung keine Rede sein kann. Rasen, alles gesehen haben, renommieren, nur ja nie zur Besinnung kommen, auf der Reise so wenig, wie zuhause. Wenn diese Leute bisweilen so frisch und harmlos sind, ist das ein Verdienst, das sie mit der halbreifen Jugend teilen. Mir ist der steifere, zugeknöpfte Engländer lieber; denn er besitzt jenen Takt, der doch erst den kultivierten Menschen ausmacht. In der Verwöhnung und Verwilderung der Frau, in der Prohibition, im Herunterreißen der Hüte, wenn eine Dame in den Lift tritt und in dergleichen Mätzchen mehr vermag ich noch längst kein Zeichen einer hohen Kultur zu erkennen.

Im fernen Osten wurde mir der eigentliche Widerwillen gegen das Walten der Amerikaner eingepflanzt. Der ungeheuer

komplizierte Kulturprozess der ganzen Welt soll ins amerikanische Standardsystem eingespannt werden. Da der Amerikaner ein neues Land bewohnt, das ihm nur Gegenstand der Nutznießung ist, und er darin natürlich keinen Mangel anerkennen will, ignoriert er kühn die Fundierung anderer Erdteile und ihre Geschichte. Aufklärung ist Trumpf. Die gekaperten chinesischen Studenten und europäischen Studienkommissionen machen getreulich mit. Die Besinnlichkeit wird eliminiert, die Denkinhalte werden mechanisiert, und so merken weder die Amerikaner noch ihre gelehrigen Schüler die Arroganz ihrer Missionstätigkeit, weil ihnen einfach die Möglichkeit ihres Bewusstwerdens fehlt. So wenig ein Kind darin einen großen Unterschied bemerkt, ob es eine Gipsfigur oder eine alte Porzellanfigur zerschlagen hat. Erst Schläge machen ihm den Unterschied klar. Hier handelt es sich aber nicht nur um alte Porzellanfiguren. Doch niemand ist da, der die heilsamen Schläge austeilen könnte. —

Die Standard-Menschen beurteilen die Welt nach ihrem wirtschaftlichen Maßstab. Es gibt für sie nur Auswirkungen der wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Welt wäre langweilig, wenn sie wirklich so wäre. In Amerika aber ist sie wirklich so.

*

War es mit Amerika immer so? Heute wird der 4. *Juli* gefeiert, wahrscheinlich mit einem ähnlichen Hallo wie das «Captain-Dinner» und mit einem Boxmatch.

Was bedeutet der 4. Juli? Dass im Jahre 1779 die von einem hinreißend idealen Geiste (ob man nun mit dem Inhalt übereinstimme oder nicht!) getragene Unabhängigkeitserklärung in die Welt hinaus geschleudert und damit ein neues Menschenrecht verkündet wurde, das damals, im Glanz seiner Morgenröte, etwas Großes, Erhabenes bedeutete. Die Männer, die dies vollbracht, waren von edelstem Willen und Glauben erfüllt. Sie vertrauten auf ein göttliches Recht und hatten noch keine Hintergedanken dabei.

Wieviel von jenem hohen Geist geht heute vom Sternbanner und der berühmten Freiheitsstatue aus? Die stolze Fackelträgerin ist längst zu einem Rettungsanker für zweifel-

hafte Existenzen und Goldjäger geworden, Wahrzeichen für rücksichtslose Einwanderungsgesetze gegen Mitglieder über-völkerter Länder, selbstgefälliges Kinorequisit. Die Menschenrechte sind heute Dollarrechte, nicht mehr und nicht weniger. Die Humanitätsidee ist entgeistet und im Nutzhaften untergegangen. Zuweilen noch schien etwas von jenem alten Geiste aufzublitzen. Ich wage es, hier *Woodrow Wilson* zu nennen, der den Mut hatte, den aussichtslosen Kampf des Idealisten mit der Wirklichkeit aufzunehmen. In Europa ward er umgarnt; sein eigenes Land aber hat ihn ins Herz getroffen, da es ihn in seinen altamerikanischen Idealen im Stich ließ und so den Schimpf und Hohn einer Welt auf ihn lud. Die edle, beinahe hinreißende Sprache Wilsons ist, wie die Unabhängigkeitserklärung selber, wieder untergetaucht im Wust hochtönender amerikanischer Phraseologie. Der freundlich lächelnde Herr Harding hat gesiegt — oder auch der elegante Herr Rodolpho Valentino.

Heuer liest der Amerikaner am 4. Juli nicht die *declarence of independence*, sondern er stürzt sich auf die neuesten Depeschen vom Dempsey-Gibbons-Match und wirft Papierschlängen. Natürlich wird auch, wie allabendlich, die Statue der Freiheit festlich illuminiert werden und mit ihrer elektrisch erleuchteten Strahlenkrone weithin über die Meere zünden. Die Freiheit, ja, die Freiheit. Was sie nicht alles ausstehen muss, die alte Dame!

*

Der reiche Amerikaner ist leicht für großartige Stiftungen zu haben, mit denen sein Name verknüpft werden kann. Riesige Summen, die der Europäer, sofern er sie besitzt, lieber in der eigenen Tasche behält, stehen so den Museen und Bildungsanstalten zur Verfügung.

Was bei diesem Aufgebot an äußern Mitteln und bei der Großzügigkeit der Amerikaner auf geschäftlichem Gebiet am meisten überrascht, ist der Mangel jeder Originalität und jeder Kühnheit auf künstlerischem wie wissenschaftlichem Gebiet. Die staatlichen Bauten, die für das nötige Schönheitsrenommee und die Ansichtskartenwürde der Städte sorgen, kennen nichts als kapitolinische Säulen und Kuppeln. Die pomphaften Ein-

richtungen der großen Hotels mit Leuchtern, Spiegeln und viel Gold, die für die notwendige vornehme Fassade zu sorgen haben, sind abgegriffenstes Requisit und treten in keinerlei Beziehung zum Bewohner. Wenn man sich etwas besonderes leisten will, kommt etwa so was heraus wie das Museum in San Francisco, das einer kunstvollen Zuckertorte gleicht, wie sie einst unsere Großmütter entzückte. In der Malerei mit ihrer süßlichen Glätte und ihren abgenutzten Klischees kann von einer modernen Kunst schon gar nicht die Rede sein.

Was den Betrieb auf den Universitäten anbetrifft, so sollte man meinen, dass wenigstens durch großzügiges Zusammenarbeiten von Industrie und Wissenschaft Großes geleistet würde, doch steht Amerika weit zurück hinter dem, was in dieser Hinsicht etwa im Vorkriegsdeutschland geleistet wurde. Von neuen, großen Gesichtspunkten auf rein geistigen Gebieten ist natürlich erst recht nichts zu bemerken. Die Wissenschaftsfabrikation wurde als solche, weil sie zur Kultur zu gehören scheint, schablonenmäßig von Europa übernommen. Dass der Sportbetrieb den Geist gesund macht, scheint mir ein Irrtum zu sein, wenigstens sofern ein gesunder Geist auch *Geist* haben soll. *Dieser* Sport ist nur der geistigen Mittelmäßigkeit erwünscht, weil er ganz auf Rekord ausgeht und es so dem Durchschnittskopf ermöglicht, eine Rolle zu spielen — allerdings keine geistige Rolle.

Das wissenschaftliche Resultat ist angesichts der aufgewandten Mittel ein lächerlich kleines. Bei den Museen kommt äußerlich mehr heraus, weil man sich hier durch Kenner aus Europa oder Japan gute Bilder kaufen und aufhängen lassen kann. Die Sammlungen ostasiatischer Kunst in Boston, für die man sich einen Fenollosa und einen Okakura verschrieben hatte, und in Washington (Freer-Museum, eröffnet 1923) sind den schönsten Sammlungen Japans ebenbürtig. Was hat dies aber mit der lebendigen Kultur Amerikas zu tun? Das Museumswesen scheint mir hier, so gut wie der Wissenschaftsbetrieb, ad absurdum geführt.

*

Es ist enorm, was hierzulande alles aufgeboten wird, damit der Mensch nicht zur Besinnung komme. Morgens rast er ins

Geschäft, zur Arbeit. Mittags rast er ins Restaurant, setzt sich in langer Reihe auf Hocker an die Bar, ausnahmsweise auch an einen Tisch, den Hut im Nacken, verschlingt die gewaltigen Portionen irgendeines scharf gepfefferten Gerichts, gießt Eiswasser darüber und rast wieder weiter. In der Konditoreibar saugt man Icecreamsoda in den staubigen Magen. Im Kino genießt man leisen Nervenkitzel, ohne sich auch ja im Innern aufregen zu lassen. Man rast zum Schwimmbad, wo Riesenbetrieb herrscht, rast zum Vergnügungspark, wo alles auf knallige Renommiererei abgestellt ist und das « Lustige » darin besteht, andere in peinlichen Situationen auszulachen und sich selber mit blasierterm Lächeln in solche zu begeben, sich krampfhaft betuernd, wie verdammt lustig dies doch alles sei.

Die Hebung des äußern Lebensniveaus, von der man in Europa irrtümlicherweise annimmt, dass sie auch eine Hebung der Bildung bedeuten müsse, wird mit allen Mitteln forciert. Kult der Äußerlichkeit und Zerstreuung um jeden Preis. Gleich ungestüm rast der Amerikaner der Arbeit wie dem Vergnügen nach. Ehepaare essen im Hotel, um keine Zeit zu verlieren. Die Frau geht verdienen, um nicht zu Hause sitzen zu müssen, und um sich möglichst gut herausputzen und amüsieren zu können.

Wo hat in solchem Betrieb die *Kirche* einen Platz? Sie weiß, dass sie etwas bieten muss. Sie veranstaltet Massenmeetings mit Lautsprechern und Riesenhören, entfaltet eine Propaganda, für die Tausende von Schreibmaschinen klappern, veranlasst moralische Gesetze, ob sie nun gehalten werden oder nicht, und schleppt selbst den Film ins Gotteshaus. Der « Erfolg » ist alles. Und sie hat Erfolg, die Kirche. Auch der Amerikaner ist ein Mensch. Er hat zwar keine Zeit, sich zu besinnen, aber er hat ein dunkles Gefühl, dass auch für Religion, Moral und dergleichen etwas getan werden muss; so unterstützt er mit feinem Empfinden für Arbeitsteilung seine Kirche, ja, er gründet außerdem noch neue Kirchen, um sich mit einiger Sensation wirkungsvoller zu moralisieren und alle Weisheit und Frömmigkeit der Welt mit einem Schlage für sich zu kapern.

Man stelle sich die amerikanische Hast nicht so vor, dass der Amerikaner für nichts außer dem Notwendigsten Zeit finde. Dies beweist schon der Umstand, dass er « Elevator » sagt, statt

« Lift », dies beweisen auch die umständlichen Berichte darüber, wie Dempsey gefrühstückt hat, ob die Gattenmörderin Mrs. Porphyria an der letzten Gerichtsverhandlung einen grünen Hut trug oder einen roten, und wie die Zahnoperation des Baseballchampions King verlaufen ist. Für alles Mögliche hat der Amerikaner Zeit — nur eben nicht für die Selbstbesinnung. Worauf sollte er sich auch besinnen?

Mit einer Kleinigkeit von Empfehlung wird man in Amerika von jedermann freundlichst empfangen, im Auto zu allen Sehenswürdigkeiten geschleppt und zum Nachtessen eingeladen. Wenn die liebenswürdigen Gastgeber dann so nett fragen, ob für die schweizerische Flotte das Washingtoner Rüstungsprogramm auch gelte, und ob die Greuelgeschichten und Filme von den bösen, blutgierigen Deutschen auch alle wahr seien — wenn sie ganz erstaunt sind, etwas anderes zu hören, und sie darauf ihre Meinung prompt wechseln und einem als Gegengabe die Kenntnis des reichsten Seifenfabrikanten, des größten Schwimmbassins und der lautesten Dampfsirene der Welt vermitteln, — dann bekommt man sie für Augenblicke lieb, diese großen Kinder. Auf die unvermeidliche Frage « How do you like America? » antworte man höflicherweise mit dem ebenso unvermeidlichen enthusiastischen Lob auf die Staaten. Dann beißt dein Gastgeber befriedigt einer neuen Zigarre die Spitze ab, spuckt sie in eine Ecke und schenkt dir einen neuen Whisky ein. So du aber etwas anderes sagen solltest, so — o, der Amerikaner wird nicht böse! — so wird er dich nur halb erstaunt und halb mitleidig angucken, wird trotzdem die Spitze der Zigarre abbeißen und trotzdem einen neuen Whisky einschenken.

*

Ich wähle zur Durchquerung des Kontinentes die Santa Fé-Linie, um unterwegs das großartige Grand Cañyon besichtigen zu können. Der Zug ist gepfropft voll. Eine enorme, trockene Hitze wütet. Auf kleinen Stationen wird Icecream verkauft, die man mit brennender Zunge leckt. Im Speisewagen muss man im schwülen, schmalen Gang zehn Minuten anstehen, ehe ein Platz frei wird.

Station Grand Cañon. Hotel der Eisenbahngesellschaft gleich dabei. Zum Breakfast Karten lösen. Anstehen. Alle fünf Minuten wird ein Platz frei.

Ein Strom von amerikanischen Touristen, die Damen natürlich in großer Überzahl. Wild-woman-stuff. Kurze Haare. Kakhihemden, derbe Hosen, Seidenstrümpfe, schwarzweiße Phantasieschuhe, das Puderbüschchen stets zur Hand. Und dazu dies wundervolle Amerikanisch, hinten im Gaumen gekaut und lässig, überlegen aus der Nase heraustriefend. — Den Kaugummi nicht zu vergessen! Der Kaugummi spielt eine große Rolle. Alles kaut, der Chauffeur kaut, die Herren, die Damen, die Kinder kauen, die Polizisten kauen. Kauen beharrlich mit rollendem Kinn ein Stück wohlschmeckenden Gummi. Es gibt indes auch Leute, die nicht kauen; das sind die Vornehmen, die hierin etwas entdeckt haben, was ihnen Gelegenheit gibt, zu zeigen, dass sie vornehm sind; denn das Vornehmsein spielt bei diesen Vornehmen eine gar bedeutsame Rolle.

Karten lösen für Sightseeing nicht vergessen! Bitte hieher treten, meine Herrschaften! Grandios, was? ... feet deep! ... miles long! Donnerwetter! Wo bleibt der Kodak-Support? Ist der Herr vielleicht so liebenswürdig, mich mit meiner Kamera rasch mit dem Grand Cañon im Hintergrund zu knipsen? o you are from Switzerland? I have also been in Switzerland. I have made it in three days. Nice little country. Haben Sie Streichhölzer? Grandios! This you have never seen in the whole world!

Einsteigen zur Rundtour! Im vierten Massenauto kann ein Platz erhascht werden. Hier fünf Minuten für Aussteigen, Staunen und Kodak, dort zehn Minuten.

Schade, dass ich nicht einen Tag länger hier bin. Man kann nämlich auch zu Pferde ins Cañon hinuntersteigen. « auf einem der gefährlichsten Saumpfade der Welt ». Dort unten wird wenigstens noch Ursprünglichkeit sein. Nichts als wie romantische Blockhäuser. — Und ein Tanzboden und eine Jazzmus.k.

Der Zug eilt weiter. Ich habe das Grand Cañon gesehen. Ist es nicht überwältigend, dieses mächtige Erosionstal? Wehmütig betrachte ich die schönen Prospekte mit ihren Bildern und poetischen Beschreibungen.

*

Ich spreche bei der New Yorker Anti-Saloon-League vor. « Saloons », diese üblen Erscheinungen amerikanischer Großstädte, bestehen zwar keine mehr, wohl aber noch Vereinigungen dagegen. Die League ist natürlich für etwas anderes da, für absoluteste Abstinenz; indessen — man muss den Leuten doch was vormachen — Bluff ist die Mutter des Erfolgs. Eine Dame in schwarzem Seidenkleid empfängt. Wir vertreten die Moral, die Wahrheit, Gott, die Gesundheit, die ... — Bitte schön, darf ich einige Fragen stellen? Ich entfalte meinen Fragebogen. Die Dame wird nervös. Statt Antworten werden immer dieselben schönen Sätze hergesagt (auch gedruckt zu haben). Schließlich muss eine andere Dame in schwarzem Seidenkleid geholt werden. Ich wage einige einwendende Fragen. Jetzt bin ich aber an die rechte Stelle gekommen! In ihrer tiefsten Seele beleidigt, fällt die Dame im Seidenkleid über mich her, hält mir eine Volksversamlungsrede, wettet über die Konkurrenz, die Millionen ausbeute (während ringsum die Schreibmaschinen der Anti-Saloon-League klappern, ein Stockwerk im teuersten Viertel New Yorks füllend), donnert das egoistische, brutale England nieder und schließt mit einem glänzenden Hymnus auf die Befreiung der Menschheit durch Amerika und den Triumph der Wahrheit, Güte und Freiheit. — Ich bin besiegt und nicke bescheiden, freundlichst lächelnd, gottergeben. Zum Abschied erhalte ich ein Bündel Gedrucktes, da habe ich nun die Wahrheit schwarz auf weiß, ob ich nun wolle oder nicht. Das Gedruckte ist Propaganda, die sich auf einem derartigen Niveau bewegt, dass man Mitleid bekommt mit der Menschheit, zu der man in solchem Tone sprechen muss. Befriedigt schreitet die Dame im schwarzen Seidenkleid in ihr Privatkantor zurück. Gebückt schleiche ich hinaus.

Bei der Medical Association erlaube ich mir unter anderm die Frage, ob die Prohibition auch wesentliche Nachwirkungen zeige auf dem Gebiete der *Prostitution*. Völlig verdutzt schaut mich der Bescheid gebende Doktor an, wie einen fünfjährigen Jungen, der nicht mehr an den Storch glauben will, und erklärt mir, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hat, mit dem Brustton der Überzeugung: We have no prostitution at all, in America.

In der Tat kann jede Dirne den Mann verhaften lassen, der sie anspricht und den sie nicht haben will, während sie vielleicht schon an der nächsten Ecke mit einem ihr genehmeren Kavalier ihr Appartement bezieht. Prostitution gibt es nicht in Amerika, nein, aber dafür geht's mit dem Anschluss um so leichter. Man findet sich im Vergnügungspark oder man baut eine zufällige Berührung in der überfüllten Untergrundbahn weiter aus. Nur lasse man sich nicht erwischen. Denn es gibt junge, hübsche weibliche Detektive, die sich einen Sport draus machen, sich belästigen zu lassen, um dann den bösen Mann einer gesalzenen Buße zuführen zu können.

Je mehr die Frau in ihrer « Heiligkeit » geschützt wird, desto mehr putzt sie sich heraus, um doch die Männer nicht gleichgültig werden zu lassen. Puder, Schminke und Rotstift zaubern das niedliche Mädchengesicht her, das auf der Straße den bösen Mann anlächelt, von lockigen Haarbüscheln eingerahmt, Marke süßes Mädel. Die Blusen sind kühn ausgeschnitten, und für die nötige Durchsichtigkeit ist sowohl oben wie unten gesorgt. In den zahlreichen Familienbädern lässt sich natürlich die Wirkung noch bedeutend erhöhen. Es ist dort übrigens den Damen polizeilich verboten, ohne Strümpfe ins Wasser zu gehen, da nackte Beine unsittlich sind. Ja, Amerika lässt sich in der Moral nicht lumpen! — Der Zweck der Übung wird erreicht. Die Pärchen finden sich.

Ist das nicht das Ideal? Das ist ja die « freie Liebe »! Man lernt sich kennen, amüsiert sich und geht wieder auseinander, wenn man genug hat. Die Frau ist gegen Eventualitäten aufs beste geschützt, Heiraten und sich scheiden lassen macht keine besonderen Schwierigkeiten. Sofern der Mann Geld hat, fällt dabei auch eine hübsche Entschädigung für die Frau ab; gibt er nicht freiwillig, so besorgen die Richter gern das Nötige, sofern *Sie* nämlich hübsch ist oder Geld hat. Bestechlichkeit ist natürlich ausgeschlossen, im moralischen Amerika.

Das Problem ist nicht so einfach. Der sexuelle Reiz spielt eine größere Rolle denn je — aber dies ist nicht mehr der natürliche Wunsch nach einfacher Befriedigung des Triebes. Mit der sexuellen Überreizung geht Hand in Hand die *Ent-Erotisierung*. Das *Weibliche* geht verloren und mit ihm die natürliche

Auswirkung der Zweigeschlechtigkeit, die Grundlage der Volkskraft, das harmonische Wechselspiel der beiden Elemente des menschlichen Wesens. Was bleibt, ist eine Eingeschlechtigkeit, die unbedingten Untergang bedeuten muss.

*

Hier in *New York* lerne ich begreifen, warum so viele Europäer bei ihrer Landung in Amerika völlig über den Haufen gerannt werden. New York ist ein Unikum von Stadt. Es ist beileibe nicht Amerika, aber doch vieles von Amerika. Daneben finden sich die Völker der ganzen Welt auf engstem Raume zusammengepresst, noch unverdaut vom Magen des amerikanischen Riesen.

Die fifth Avenue bei Tag, der Broadway bei Nacht — das ist ein Kunstwerk — das einzige Kunstwerk Amerikas. Das Leben erhält da plötzlich etwas wie Rhythmus. Bluff erhebt sich über sich selbst und wird zum großartigen Schauspiel.

Kühn recken sich Häuserstangen in die Luft, hoch, höher, noch höher. Da gibt es keine Rücksicht auf « Stil ». Der eine ist so hoch gekommen, der andere so hoch. Und wie sie dastehen, eigenwillig, nach dem Himmel greifend, ein Stoppelfeld von Giganten, sind sie zum Ausdruck eines Lebens geworden, haben sie ihren Stil gefunden.

New York hat, was keine andere amerikanische Stadt besitzt: es hat Charakter. Es ist eine Wetterfahne. Es ist eine Aufschrei. Die Maschine hat Seele bekommen, ihre Augen glühn, ihr Atem ist fürchterlich.

New York schnaubt und kämpft und dampft und blitzt wie ein Feuerwerk. Auf dem Roofgarden des Hotels nehme ich Abschied von meinen amerikanischen Freunden. Der Broadway unter uns rast von Reklame. Unermüdlich dreh'n sich die Wirbel elektrischer Lichter, unermüdlich eilen die Worte einer Kaugummireklame dieselben zwanzig Stockwerke entlang. Ich bins, ich bins, ich, ich, ich. — Elegante Toiletten hier oben, Lorbeerbäume und Rosenhecken, gedämpfte Gespräche, gedämpfte Musik. Und unmittelbar über uns ein toter, schwarzer Himmel mit kalten Sternen.

MARTIN HURLIMANN